

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

3. Das Ideal der Mannhaftigkeit (Die Emanzipation der Frau)

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2114](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2114)

5. Das Ideal der Mannhaftigkeit

(Die Emanzipation der Frau)

Nietzsches
„Frauenhaß“



uch Nietzsches sprichwörtlicher Frauenhaß wird durch biographische Erläuterungen verständlicher und in ein milderes Licht gerückt. Jedenfalls hat ihn das Schicksal um Gelegenheiten, über das Geschlecht sich an dessen besten Vertreterinnen zu orientieren, nicht verkürzt; eine wohl erwogene, zu Studienzwecken weislich getroffene Auslese hätte den Kreis seiner Frauenbekanntschaften nicht vollkommener besetzen können, als es sein Leben wahllos von selber besorgt hat. Man kann nicht in Bausch und Bogen geltend machen, Nietzsche sei kein Frauenkenner gewesen. Weibliche Einflüsse waren in seiner Jugend weitaus vorwiegend, und zu der Pflege von Mutter und Schwester ist er, menschlich gebrochen, zurückgesunken; überhaupt kann es seine Sinnesart nicht verhehlen, daß sie von Natur aus weiblich weich gebettet war. In den zwanzig Jahren seiner Produktion ist Nietzsche Mann auch in seinem objektiv beobachtenden Verhalten gegen das andere Geschlecht. Er hatte Begegnungen sowohl mit der jugendlichen Schönheit als mit der ungewöhnlich klugen Frau als auch mit der „grande femme“, die ihre Spur der Kulturgeschichte aufgeprägt hat. Gegen Reize an einem jungen schönen Weibe war Nietzsche sicher nicht blind; das Fräulein Rohr z. B., von dem er (Briefe I, 286) schreibt: „Fräulein Bertha sah wieder so vortrefflich aus, daß ich mich fast ärgerte, nach Bergün abzufahren“ — galt in den siebziger Jahren für die schönste Erscheinung der Basler Gesellschaft, sie habe ausgesehen wie eine griechische Gemme; reizvoll und rührend war der Eindruck, den eine Begegnung mit Madame Louise Ott, einer Dame aus der reichen Pariser Protestantengesellschaft in Bayreuth, zurückgelassen hatte; in seinen Briefen an sie heißt es (Briefe I, 382 f.): „Es wurde dunkel um mich, als Sie Bayreuth verließen, es war mir, als ob jemand das Licht mir weggenommen hätte. Ich mußte mich erst wiederfinden, aber das habe ich getan, und Sie können ohne Besorgnis dieser Brief in Ihre Hand nehmen. Wir wollen an der Reinheit des Geistes festhalten, der uns zusammenführte, wir wollen in allem Guten uns gegenseitig treu bleiben. Ich denke mit einer solchen brüderlichen Herzlichkeit an Sie, daß ich Ihren Gemahl lieben könnte, weil er Ihr Gemahl ist; und werden Sie es glauben, daß Ihr kleiner

Seine Briefe an
Mme. Louise Ott

Marcel mir zehnmal des Tages in den Sinn gekommen ist. . . Ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zuviel gelesen, aber diese neue Freundschaft ist wie neuer Wein; sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht. Für mich jedenfalls. Aber auch für Sie, wenn ich denke, an was für einen Freigeist Sie da geraten sind! Was sollen wir nun machen? Eine „Entführung aus dem Serail“ des Glaubens, ohne Mozartsche Musik? Gibt es nicht von einem gewissen schönen blonden Weibchen ein gutes Bild? . . . Man hat mir erzählt, daß Sie — nun, daß Sie erwarten, hoffen, wünschen, mit inniger Theilnahme hörte ich es, und wünsche mit Ihnen. Ein neuer guter und schöner Mensch mehr auf der Welt, das ist etwas, das ist viel! Neulich sah ich auf einmal plötzlich im Dunkeln Ihre Augen. Warum sieht mich kein Mensch mit solchen Augen an! rief ich ganz erbittert aus. O, es ist abscheulich! Wissen Sie, noch niemals hat eine weibliche Stimme auf mich tief gewirkt, obschon ich Berühmtheiten aller Art gehört habe. Aber ich glaube daran, daß es eine Stimme für mich auf der Welt gibt; ich suche nach ihr. Wo ist sie nur? Leben Sie wohl, alle guten Geister mögen um Sie sein.“ Später, noch als bestandener Vierziger, zwei Jahre nach der Erfahrung mit Lou, scherzte er nach Hause, seine Damen sollten ihre Blicke nach etwas Zeitgemäßem ausschweifen lassen: „zum Beispiel nach einer sogenannten Lebensgefährtin. Das Signalement ist: lustig, hübsch, noch sehr jung, und im übrigen ein tapferes kleines Wesen à la Irene Seydlitz, mit der ich mich beinahe Du nenne.“ Diesen Äußerungen, deren gesunde und zarte Empfindung an die klassischen Frauenbriefe Goethes und Kellers denken läßt, sollten eigentlich ebenso unmittelbare aus Frauenmund entgegenzuhalten sein, die uns wissen ließen, wie denn sie insgeheim von Nietzsche dachten. Er wirkte auf junge Frauen ohne Zweifel blendend und außerordentlich; man hing an seinen Lippen, wenn er sprach und ließ sich von ihm zu ästhetischer Bewunderung hinreißen. Es fehlt aber an Anzeichen dafür, daß jemals eine Frau auf dem Wege war, sich in ihn rechtschaffen zu verlieben. Jedenfalls die Feinen unter ihnen mußten es instinktiv herausspüren, daß sie es da mit einem Menschen zu tun hatten, der immerwährend „in einer Atmosphäre von Geist“ lebte. Es ging kein sinnliches Fluidum von Nietzsches körperlicher Erscheinung aus. „Er war von schlankem Wuchs, beweglich und lebhaft. Seine Züge erschienen mir zwar gewöhnlich, aber die wundervollen Augen und die bedeu-

Nietzsches
Erscheinung ohne
sinnliches Fluidum

tende Stirn ließen das vergessen, und man hatte von ihm im ganzen doch den Eindruck einer auch im Äußern über den Durchschnitt hervorragenden Persönlichkeit.“ (Frau von Miaszkowski, Lebensbild ihres Gatten S. 124.) Auch Fräulein von Salis spricht (S. 13 ihres Buches) von „unvergesslichen Augen“: „Der Blick erscheint meist nach innen gewandt, oder aus der Tiefe heraus suchend, immer aber waren die Augen die eines Menschen, der viel gelitten hat.“ Nietzsche selbst war körperlich eitel eigentlich nur in dem Stolz auf seine ungewöhnlich kleinen Ohren,

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908
ist hier der Text gekürzt worden

Doppelbeziehung
zu Overbeck
und Frau

Am genehmsten und meisten erwünscht war Nietzsche offenbar der Verkehr mit gebildeten, feinsinnigen, geistvollen Damen, bei denen er ohne weiteres für seine Gedankenwelt auf Verständnis und Echo rechnen konnte. Das vorliegende Buch vermittelt zu den bereits bekannten Beziehungen dieser Art auch noch die Erinnerungen von Frau Ida Overbeck an Nietzsche und in Verbindung damit mündliche und briefliche Äußerungen Nietzsches an sie. Es war dies in Nietzsches Leben ein einzigartiger Fall; der Gatte in mehr als einer Hinsicht sein intimster und wertvollster Freund, in allen wesentlichen Ansichten und Maßnahmen von seiner Frau unterstützt und sekundiert, und doch ein direkter, geistiger Kontakt Nietzsches mit ihr ohne Umweg über die Ansichten des Mannes! In Augenblicken, wo es ihm vor allem daran lag, das Urteil der rein weiblichen Empfindung in Anspruch zu nehmen, suchte er geradezu um ein Privatissimum nach, bei dem „Freund Overbeck“ nicht zugegen sein sollte — so damals als Fräulein Salomé sich in Basel vorstellte. Da Nietzsche überhaupt seinen näheren menschlichen Umgang keineswegs naiv auffaßte, sondern immer schon in dem abweckenden Bewußtsein von dessen biographischer Bedeutung, so verband sich ihm mit dem Vertrauen, das er in die Gattin des Freundes setzte, öfters der Wunsch, nicht nur eine die Sprechenden momentan fördernde Unterhaltung zu führen, sondern vielmehr soviel an ihm lag für eine richtige Auslegung seiner Absichten und Ziele für alle Fälle und rechtzeitig vorgesorgt zu haben. Man kann ihm das bei seiner zunehmend hohen Selbsteinschätzung nicht verdenken. Manches hat ihr Nietzsche anvertraut in der Zuversicht, es würde da zuverlässig und in seinem Sinne aufbewahrt bleiben. Das mußte hier deutlich hervorgehoben werden, weil Nietzsches Schwester kürzlich (Zukunft 1907, 8. Juni,

Nietzsches Bewußt-
sein von der bio-
graphischen
Bedeutung seiner
Umgebung

S. 355) öffentlich bekannt gegeben hat: „Man muß bedenken, daß Frau Overbeck die sechs Jahre der wirklichen Freundschaft meines Bruders mit Overbeck (vor dessen Verheirathung) nicht kennt und auch später meinem Bruder niemals freundschaftlich näher getreten ist.“ Schon die vier (S. 337—345) mitgetheilten Originalbriefe Nietzsches an Frau Overbeck reichen aus zum Beweise, daß mit einer solchen Aussage der wahre Sachverhalt auf den Kopf gestellt ist. Im Gegenteil: nicht nur fand Nietzsches Freundschaft zu Overbeck nach dessen Heirat auch ohne weiteres auf die Frau Anwendung, während es zum Beispiel mit Rohde und Gersdorff bei der rein persönlichen Beziehung geblieben ist und er niemals in ihren Hausstand einen Fuß gesetzt hat noch auch nur ihre Gattinnen persönlich kannte; sie ist ihm im eigentlichen und engeren Sinne persönlich näher getreten, dank ihrer Fähigkeit, seinen Problemen nachzudenken und in geistigen Fragen selber ein Urtheil zu haben. Gerade über Nietzsche war sie mit ihrem Gatten nicht immer gleicher Meinung. Während für diesen Nietzsche mit Religion nichts zu tun hatte, meinte sie, Nietzsches Philosophie wäre imstande, religiöse Wirkungen auszuüben und seine Art als Denker sei mit Religiosität verwandt. Auch konnte sie sich bei der Lektüre von Nietzsches letzten Briefen insgeheim der bangen Ahnung nicht erwehren, an die ihrem Mann vor Turin kein Gedanke kam, daß Nietzsche sich um den Verstand bringen werde. Nachher, bei der Erörterung von Nietzsches Verhältnis zur Gattin Richard Wagners, wird sich Nietzsches persönliche Lust für Doppelfreundschaften zu Ehepaaren an dem hierfür klassischen Beispiel herausstellen lassen. Aber es ist schon hier zu sagen, daß das überhaupt einer in ihm vorhandenen allgemeinen Neigung entsprach. Voraussetzung war freilich dabei immer die für das Zustandekommen einer solchen Dreieckigkeit bestimmende Hochschätzung Nietzsches für den betreffenden Mann in der von dessen Ehe ganz unabhängigen Eigenschaft als sein Freund und Gesinnungsgenosse. Bot jedoch die Gattin ihrerseits alle Gelegenheit zu einem freien Geistesverkehr, so kann man bei Nietzsche das Gefühl beinahe Eifersucht nennen, mit dem er dann seiner Beziehung zur Frau des Freundes volle Selbstständigkeit zu erhalten bestrebt war. Vermittelt dieser Absicht erzeugte er sich Reize und vielleicht sogar Spannungen, die einen solchen Verkehr aus dem bloß gesellschaftlichen Rahmen in einen vollkommen intimen Bereich emporhoben. Nietzsche schätzte an einer derartigen

Selbständige
Freundschaft zur
Frau des Freundes

Vertrautheit nicht zum wenigsten die damit verbundene Gefahr und pflegte eine derartig ihm gewährte Gastfreiheit mit einer ganz eigenen, gleichsam zur Erwidrung eines solchen Geschenkes von ihm erst geschaffenen Treue und Dankbarkeit zu vergelten.

Meta von Salis-
Marischlins

Von einer andern gescheiten Dame, die sogar ihre ausgedehnte Bildung durch das philosophische Doktorexamen zum Abschluß gebracht hat, besitzen wir einen „Beitrag zur Charakteristik Friedrich Niebhsches“. Ich vermag in dem Buche „Philosophie und Edel-mensch“ des bündnerischen Edelfräuleins Meta von Salis-Marischlins durchaus nicht „eitles Gerede“ zu sehen, wie Theobald Ziegler (S. 195) und andere. Schon um der großartigen Beihilfe willen, mit der sie Niebhsches Namen und Nachlaß in der ersten, kritischen Zeit beisprang, darf man den warmen Herzens-ton nicht überhören, der durch ihre Mitteilungen klingt. Es war ein Nebenerlebnis für Niebhsche, aber wie ich glaube ganz eines nach seinem Sinne, zart, unausgekostet, jedoch reich nur schon durch die Andeutungen, aus denen es sich zusammensetzt. Fräulein von Salis erlebte Niebhsches „Schattenwinter“ 1879/80 gleich ihm in Naumburg und verkehrte auch bei seiner Mutter. Niebhsche und sie begegneten sich wohl gelegentlich, ohne daß es zu einer Vorstellung kam. In Venedig hörte sie 1880 durch einen Freund Gast von diesem und Niebhsche; Besuche in Rom im Meysenbugischen Kreis und in Naumburg bei Niebhsches Schwester hatten sie mit Niebhsches Ergehen schon völlig vertraut werden lassen, als sie ihn am 14. Juli 1884 in Zürich persönlich kennen lernte. Am 7. September 1886 sah sie ihn wieder in Sils und verbrachte drei Tage in freundschaftlichem Austausch. Niebhsche bekam es da mit einer ungewöhnlich klugen und feinnervig sich einfühlenden Kennerin seiner Bücher zu tun. Einer kurzen Begegnung anfangs Mai 1887 in Zürich folgte ein siebenwöchentliches Zusammensein in Sils, dem ein ebensolches das Jahr darauf (1888) folgte. Doch war Niebhsche von jenem schauderhaften Regensommer sehr mitgenommen und deshalb auch der Freundin weniger zugänglich. Aus diesen nicht zahlreichen und mehr nur flüchtigen Begegnungen sind uns doch einige intime Beobachtungen erwachsen, die immer ihren Wert für Niebhsches Biographie behalten werden. Mit Freimut erzählt sie (S. 36): „In den Sommern 87 und 88 erschloß sich mir Niebhsches köstliche, unwiderstehliche Heiterkeit und seine Geschicklichkeit, eine gewagte Anspielung im Fluge zu erhaschen,

und zu würdigen. Unvergeßlich ist mir, wie er dann zuweilen erröthete, was seinem Gesichte, wie allen gebräunten, etwas besonders Liebliches gab. Eduard von Hartmann mit seinem Artikel über den Beruf der Frau bot mir einmal Gelegenheit, diesen Anblick zu genießen.“ Nietzsche erröthet über den Anspielungen einer Dame! Es gehört indessen zu den kleinen Glücksfällen in der großen Unglücklinie seiner äußeren Schicksale, daß seine persönlichste Berührung mit der ihm so verhassten Gattung der emanzipierten Frauen durch eine Bekanntschaft erfolgte, die vor allem seinen aristokratischen Bedürfnissen entsprach und auch sonst zu keinem Widerspruch gegen erhöhte Frauenbildung herausfordern konnte. Eine blaublütige Baronesse aus einem uralten Ministerialen- und Häuptergeschlecht der Graubündischen Freistaaten, die Tochter eines Reichsfreiherrn und königlichen Offiziers in einem französischen Schweizerregimente, der, als letzter seines Stammes, beim Anblick des Kindes schmerzlich lächelnd ausrief: „Zum General wie geboren!“ — die dann die militärischen Tugenden ihres Geschlechtes durch eine unabhängige, männlich selbständige Lebensgestaltung bewährte: das war auf alle Fälle eine Frau, deren Bekanntschaft sich für Nietzsche lohnte, von der es von vornherein für ihn zu lernen gab und die ein durch seine Denkweise unwillkürlich vorbereitetes besonderes Interesse in ihm vorfand.

Das Hauptbeispiel von Nietzsches geistigem Verhältnis zu einer Frau ist seine Freundschaft mit Fräulein Malvida von Meyßenbug. Hier schwang noch etwas mit unter, was ihm keine Männerfreundschaft geben konnte: eine mäßige Emotion, vermittelt durch die natürlichen Regungen der weiblichen Bewunderung vor dem Mann und der männlichen Verehrung für die Frau, überdies veredelt durch den Altersunterschied, der dem Verkehre eine mütterliche Beimischung gab. Fräulein von Meyßenbug, die Tochter eines kurhessischen Hofmannes, dann durch ihre Liebe zu einem Acht- und vierziger in revolutionäre Gesellschaftskreise hineingezogen und schließlich mit dem Hause Wagner eng befreundet, hatte die jüngste mütterlos gewordene Tochter Alexander Herzens adoptiert, die sich im Frühjahr 1873 mit dem Pariser Historiker Gabriel Monod, dem Verfasser des für das Europäerideal wichtigen Buches *Allemands et Français* (1872), verheiratete. „Eines der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische

Freundschaft
mit Fräulein
von Meyßenbug

„Mutterliebe
ohne das
physische Band“

Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Caritas. Schenken Sie mir etwas von dieser Liebe, meine hochverehrte Freundin, und sehen Sie in mir einen, der als Sohn einer solchen Mutter bedarf, ach so sehr bedarf!“ — schreibt ihr Nietzsche nach vierjähriger Bekanntschaft noch vor Sorrent, als er ihre dreibändige Autobiographie „Memoiren einer Idealistin“ zu Ende gelesen hatte (Briefe III, 508). Sie verlebten dann die schönen Sorrentiner Tage zusammen, von denen er zehn Jahre später an sie schreiben kann: „Damals, in der Sorrentiner Einsamkeit, waren mir Brenner und Rée zuviel; ich bilde mir ein, daß ich damals gegen Sie sehr schweigsam gewesen bin, selbst über Dinge, über die ich zu niemandem geredet hätte, als zu Ihnen.“ (Briefe III, S. 626.) Trotzdem litt auch dieses Freundschaftsverhältnis Schiffbruch; auch diese welterfahrene, selbstlose Greisin gehörte schließlich zu denen, die bei Nietzsche nicht mehr mit kam; er brachte es fertig, ihr zu schreiben: „Ich wollte Ihnen einen Beweis mehr dafür in die Hand geben, daß Sie nie ein Wort, noch einen Wunsch von mir verstanden haben. . Dieser tiefe Mangel an Instinkt, an Feinheit in der Unterscheidung von ‚wahr‘ und ‚falsch‘, den ich den modernen Menschen vorwerfe — Sie sind ja selber ein extremer Fall davon, Sie, die Sie sich Ihr Leben lang über jedermann getäuscht haben, sogar über Wagner, um wieviel mehr, aber in etwas schwierigem Falle, über mich!“ (Briefe III, 650.) So war auch dieses Herzensbündnis, das, die Freundschaft zu Overbeck ausgenommen, alle andern überdauert hat, ein Opfer seiner „Heimat Einsamkeit“ geworden, der er, aus der leibhaftig angeschauten Erinnerung an Malvidas Güte heraus, in der Heimkehr des Zarathustra zurief: „Nun drohe mir nur mit dem Finger, wie Mütter drohen, nun lächle mir zu, wie Mütter lächeln, nun sprich nur: und wer war das, der wie ein Sturmwind einst von mir davonstürmte?“ — dies buchstäblich die Worte, mit denen ihm Fräulein von Meysenbug lächelnd und mit erhobenem Finger im Herbst 1877 den plötzlichen, ihr unerwünscht vorzeitigen Ausbruch von Sorrent vorgeworfen hat.

Das „Mütter-
Drohen und
Lächeln“ im
Zarathustra



von einer Frau aber, die ihm in seiner ersten Basler Zeit am nächsten trat, und die er seit einer letzten flüchtigen Begegnung auch damals in Sorrent nie mehr wiedergesehen hat, ist Nietzsches Seele nie losgekommen; denn hier war ihm das Weib als Prin-

zip entgegengetreten, als Sphinx, als Dämon, als Sirene, und als sich sein erlöschendes Ich-Bewußtsein ausbreitete zur Dionysosinkarnation, wurde ihm der unvergeßliche Schatten dieser Frau zur Vision der Dionysosbraut Ariadne. Hierüber ist an dieser Stelle eingehender zu handeln. Es fehlt nicht viel, daß in der werdenden Nietzschephilologie die Ariadnefrage zu einem Hauptproblem aufgebauscht wird. Im November 1888 schrieb Nietzsche: „Wer weiß außer mir, was Ariadne ist! . . . Von allen solchen Rätseln hatte niemand bis jetzt die Lösung; ich zweifle, daß je jemand auch hier nur Rätsel sah.“ Dies teilt seine Schwester mit in der Separatausgabe der „Gedichte und Sprüche“ (Leipzig 1898, S. XXI) und fügt hinzu: „Wer versteht und löst nun dieses Ariadnerätsel? . . . Ist es schwermütiger, leidenschaftlicher Ernst, oder ist es Spott? . . . — Ich hüte mich, eine Antwort zu geben und die freie Forschung in vorgeschriebene Bahnen zu lenken.“ Der Respekt vor der freien Forschung ist aber bei Frau Förster gerade in diesem Fall nicht weit her gewesen; denn sie hat sie im Dunkeln gelassen, indem sie ihr bekannte wesentliche Anhaltspunkte der Öffentlichkeit vorenthielt und statt dessen ein Problem heraufgeheimnigte, das zu reduzieren in ihrer Macht stand, und das sie nun erst recht zu komplizieren trachtete. Die Lösung des Ariadnerätsels ist, wie bereits angedeutet, ausschließlich biographischer Natur. Der erste Anhaltspunkt einer Auflösung liegt vor in der Gleichung des Zauberliedes aus dem vierten Zarathustra mit der Ariadneklage der Dithyramben. Da Nietzsche bei dem Zauberer unverkennbar sein Verhältnis zu Wagner im Auge hat, gehört also Ariadne von vornherein in das Bayreuther Erlebnisgebiet.

Das
„Ariadnerätsel“

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom
27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt
worden*

"Wein!
Komm zurück!
Mit allen deinen Martern!
All meine Tränen laufen
Zu dir den Lauf,
Und meine letzte Herzensflamme
Dir glüht sie auf.
O komm zurück,
Mein unbekannter Gott! mein Schmerz! mein
 letztes Glück! . . ."

„Ein Blitz. Dionysos wird in smaragdener Schönheit sichtbar.

Sei flug, Ariadne! . . .
Du hast kleine Ohren, du hast meine Ohren:
Steck ein fluges Wort hinein! —

Muß man sich nicht erst hassen, wenn man sich
lieben soll? . . .
Ich bin dein Labyrinth . . ."

In den letzten Zeiten vor dem Ausbruch des Wahnsinns, ja sogar in den ersten Tagen während dieses Ausbruchs gibt sich an Nietzsches Geist jene fabelhafte Zusammengedrängtheit der Vorstellungen kund, die man als eine Eigenschaft beim tödlichen Absturze in den Bergen kennt: in das schwindende Bewußtsein flüchten noch alle Erinnerungen an alle wesentlichen Erlebnisse. So stand es auch bei Nietzsche, unmittelbar ehe er von Verstande kam. Was von jenen Wahnsinnszetteln bekannt ist, enthält stets eine letzte Summe erlebter Wesenheiten. Overbeck hat angedeutet, Nietzsche habe in dem an ihn gerichteten Büttenpapier-Zettel der deutschen Antisemitenbewegung Erwähnung getan, mit dessen Führung er sonderbarer- und ihm höchst unlieberweise durch nahe geschäftliche und verwandtschaftliche Beziehungen verbunden war. Die Zuschrift an Frau Wagner lüftet demnach den Schleier von einer innern Gesinnungsrichtung in den zwanzig Jahren von Nietzsches Mannheit. Auch handelt es sich nicht um eine Äußerung, die nur durch den Inhalt jenes Zettels zu belegen wäre. Ich bin in der Lage, eine zweite ebenbürtige Aussage aus derselben Zeit bekannt zu geben. Die letzten Worte im Postskriptum jenes entscheidenden Briefes Nietzsches an Jakob Burckhardt, der am 6. Januar 1889 in Basel eintraf und Overbecks Abreise veranlaßte, lauten:

„Der Rest für Frau Cosima . . . Ariadne . . . von Zeit zu Zeit wird gezaubert . . .“

Also ist jene Sternenfreundschaft zu Wagner, der er im Sanctus Januarius (Aph. 279) ein erhabenes Denkmal setzte, eigentlich ein Dreigestirn gewesen: Nietzsche, Wagner, Cosima, als sphärisches Dreieck Dionysos, Theseus, Ariadne! Der Charakter der großen Passion für Frau Wagner lag im ganzen Boden begründet, auf dem er sie fand, für den sie sich auch wunderbar eignete, der aber nur sehr teilweise Nietzsches Boden war — im Künstlerboden. Nietzsche war damals von Wagners besessen, nicht sie von ihm; deshalb nachher die gewaltige, naturnotwendige Reaktion, als er sich selber fand. Theseus=Wagner war jedoch zur Zeit der Realität des Verhältnisses mehr Dionysos als Nietzsche, ja er verkörperte diesem ja diese griechische Vorstellung als etwas jetzt noch Mögliches. Nietzsche — wie wir wissen im Grunde

Dionysos,
Theseus,
Ariadne

ein Sokrates — empfand seine dionysische Konfession insgeheim als Verführung von sich selbst, trotzdem er sich später als Dionysos in den höheren Stil rettete und Ariadne dort als Windsbraut wiederfand. Nietzsche war, als er Tribschen erlebte, noch keine dreißig Jahre alt. Welcher Art dieses Erlebnis war, kann man sich klar machen an der anschaulichen Schilderung, die seine Schwester davon gibt (Biographie II, S. 25/26): „Wir vier (eigentlich fünf) wandelten auf dem sogenannten Räuberweg, dicht am See, voran Frau Cosima und mein Bruder, Cosima in einem rosa Kaschmir-Gewand mit breiten echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgingen, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgte Wagner und ich, Wagner in niederländischem Malerkostüm: schwarzer Samtrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidne Strümpfe, eine lichtblaue Atlasstrawatte reich gefältelt, mit feinen Leinen und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppigen braunen Haaren. . . . Allmählich wurde der Bann des Schweigens gebrochen; Wagner, Cosima und mein Bruder begannen zu reden von der Tragödie des menschlichen Lebens, von den Griechen, den Deutschen, von Plänen und Wünschen. Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich in der Unterhaltung drei so verschiedener Menschen einen gleichen wundervollen Zusammenklang wiedergefunden; jeder hatte seine eigene Note, sein eigenes Thema und betonte es mit aller Kraft, und doch, welche prachtvollste Harmonie! Jede dieser eigenartigen Naturen war auf ihrer Höhe, leuchtete in ihrem eigenen Glanze und doch verdunkelte keiner den andern.“ Man setzt Nietzsche nicht herab, wenn man seine jungen Jahre in Anrechnung bringt und alle Zeichen eines Jugendrausches in seiner Wagnerfreundschaft zu finden sich berechtigt glaubt; man setzt auch Frau Wagner nicht herab, wenn man in ihr den Typus der Frau aufsucht, den Nietzsche vor andern gefürchtet und verehrt hat. Er hat das große Weib, in seinem äußersten Gegensatz zum großen Manne, aus nächster Nähe erlebt und zwar nicht als frönenden Abschluß aller Erfahrung vom Weibe, sondern als den alle Folgen lähmenden Anfang dieser Erfahrungen und überdies nicht nur in einer noch so nahen Anschauung, sondern in der noch direkteren Anwendung auf ihn selbst. Er machte im Vertrauen keinen Hehl daraus, daß es

Das große Weib
im Gegensatz zum
großen Manne

darum mit ihm in Sachen des Urteils über Frauen so gekommen sei; er hat einen ersten mächtigen Eindruck erhalten, der ihn immer nach einer Nachfolgerin suchen und eine solche nie finden ließ. Damit hat er sich gewiß in die Höhe, aber auch in die Irre locken lassen. Frau Wagner hat der Welt keinerlei unmittelbare Probe ihres Geistes abgelegt, weder durch ein Buch (etwa eine Wagnerbiographie)⁵² noch sonst als ausübende, wenn auch nur nachschaffende Künstlerin; nur als Verwerferin von Wagners Werk steht sie da, darin allerdings beipiesslos in Stil und Energie. Sie, die Unproduktive, konnte Nietzsche zu der Meinung reizen, sie sei der wertvollere Typus als Wagner, der Produktive, und so ist sie nicht unschuldig am Abfalle Nietzsches von Wagner und an dessen Auffassung Wagners als eines französischen Romantikers; für Nietzsches Sache hatte sie kaum Verständnis; sie, die Französin, begriff ja nicht einmal recht seine Vorliebe für die französischen Moralisten, geschweige denn für einen Mann wie Dr. Rée, der doch aus Nietzsches Entwicklung nicht gut wegzudenken ist. Doch würde sie ein solcher Mangel kaum gehindert haben, ihre Verwerferkünste unvergleichlich dem Werke Nietzsches angedeihen zu lassen, sobald die nun phantastische Voraussetzung zuträfe, daß das Leben ihr eine solche Aufgabe je gestellt hätte, und man muß sich bei der unwillkürlichen Vergleichung zwischen Bayreuth und Neu-Weimar doch billig fragen, welche Gestalt Nietzsches Ruhm und Nachlaßwirkung wohl angenommen hätte, wenn sie den Händen gerade dieser Frau anvertraut gewesen wären. Gewiß ist diese Frage in Wirklichkeit gegenstandslos, weil Frau Wagner als Musikerkind und Gattin von Musikern von Hause aus wenig Neigung und Vermögen zur Leitung eines ausgesprochen philosophischen Unternehmens mitbekommen haben dürfte. Aber ihr Beispiel ist doch anzurufen. Sie hat auf das Werk eines Schaffenden eine Existenz im großen und sogar eine Art Hofstaat gegründet; sie will kulturbestimmend wirken; sie ist in der Verfolgung ihrer Ziele um Mittel nicht verlegen gewesen. Man kann sich füglich fragen, ob sie wirklich immer die Intentionen des Meisters zum Ausdruck gebracht hat und sich nicht gelegentlich über ihn erhoben hat. Sie hat sogar schon empfindliche Einschränkungen auf dem von ihr beanspruchten Machtgebiete ertragen müssen, den Parsifal in New York, den verlorenen Prozeß wegen der Corneliusbriefe. Niemals jedoch hat sich diese Frau, sei es durch einen Sieg, sei es durch eine Niederlage, in ihrer Fassung und Würde beirren

Frau Wagner
als Verwerferin

lassen. Nichts Kleinbürgerliches, nichts Schnüffelndes hat sich je in ihre Haltung eingeschlichen. Es wird ihrem Auftreten und ihrer Gesinnung ein wahrhaft königlicher Adel nachgesagt. Deshalb läßt sie sich auch unschwer mit Nießsche zusammendenken. Wenn sie auch ihre Klugheit von andern nahm, sie wirkte auf ihn unwiderstehlich, weil sie immer im Affekt war und durch eine ungeheure Geschmeidigkeit und Vielgestaltigkeit seine Kultursehnsucht so gut als sein Stilgefühl zu befriedigen und zu erfüllen vermochte, wie sonst nichts, was er mit seinen Sinnen wahrnahm und lebendig vor sich sah. Einen Tag nach Wagners Tod schrieb er ihr aus Rapallo einen Brief, der gewiß zum Künstlichsten gehört, was er sich je auferlegt hat, freilich in jenem besten Sinne künstlich, den er für diesen Ausdruck forderte. Oder konnte Nießsche im Ernste noch glauben, Frau Wagner habe sich ihrem Manne geopfert? Er erkannte und durchschaute ihre Art von Bedürfnis und Begabung und wußte, daß es geschickteste Arbeit gewesen war, durch die sich diese Frau vor Mitwelt und Nachwelt an die Seite Wagners zu setzen vermocht hatte. Der Atem des Dämonischen und Instinktmächtigen benebelte ihn über dem kontemplativen Anblick eines solchen Weibes und machte aus ihm unwillkürlich einen Brautwerber der Ariadne, sobald ihn selbst seine Dionysosgelüste übermannten; sowie es aber galt, sich ihr im wirklichen Leben zu nähern, ließ ihn seine Klugheit zu allen Künsten der Förmlichkeit greifen, ohne doch seinen Hintergedanken unrecht zu geben, — so daß jener Briefentwurf vom 14. Februar 1883 (Biographie II, S. 863) wieder als eines seiner Meisterstücke zu gelten hat in der von ihm vor allem gepriesenen und geübten Kunst der Maskenwahl:

„Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ernsten Tagen auch meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das Ernsteste erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten, als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte.

Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig Menschen geben, die mit einem so tiefen Gefühl sagen können: „So war es alles meine Pflicht, was ich um diesen einen tat, und nichts mehr, — es war auch mein ganzer Lohn“.

Sie haben einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht; und über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßten Sie das

Höchste, was seine Liebe und sein Hoffen erdachte: dem dienen Sie, dem gehören Sie und Ihr Name für immerdar, — dem, was nicht mit einem Menschen stirbt, ob es schon in ihm geboren wurde.

Wenige wollen so etwas: und von den wenigen — wer kann es so wie Sie!

So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenngleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es in meinem Herzen gibt.“ — — —

Aber die Gefühle innerster Andacht und Ehrfurcht wurden in ihm durchkreuzt und zum Abfall angestiftet durch den Argwohn, ja durch die Gewißheit, daß Wagners Hinwendung zur Gläubigkeit, seine Abkehr zur christlichen Mystik dem Einfluß seiner Gemahlin zuzuschreiben gewesen sei. Im Sommer 1887 schrieb er in sein Notizbuch (Biographie II, S. 862): „Frau Cosima Wagner ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennen gelernt habe; aber ich rechne ihr es an, daß sie Wagner verdorben hat. Wie das gekommen ist? Er ‚verdiente‘ solch ein Weib nicht: zum Dank dafür verfiel er ihr. — Der Parsifal Wagners war zu allererst und anfänglichst eine Geschmacks-Konfession Wagners zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszts, — eine Art Dankbarkeit und Demut von seiten einer schwächeren, vielfacheren, leidenderen Kreatur hinauf zu einer, welche zu schützen und zu ermutigen verstand, das heißt zu einer stärkeren, begrenzteren: zuletzt selbst eine Art jener ewigen Feigheit des Mannes vor allem ‚Ewig-Weiblichen‘. — Ob nicht alle großen Künstler bisher durch anbetende Weiber verdorben worden sind? Wenn diese unsinnig eitlen und sinnlichen Affen — denn das sind sie fast allesamt — zum ersten Male und in nächster Nähe den Götzendienst erleben, den das Weib in solchen Fällen mit allen ihren untersten und obersten Begehrungen zu treiben versteht, dann geht es bald genug zu Ende: der letzte Rest von Kritik, Selbstachtung, Bescheidenheit und Scham vor dem Größeren ist dahin: — von da an sind sie jeder Entartung fähig. — Diese Künstler, die in der herbsten und stärksten Zeit ihrer Entwicklung Gründe genug hatten, ihre Anhängerschaft in Bausch und Bogen zu verachten, diese schweigsam gewordenen Künstler werden unvermeidlich das Opfer jeder ersten intelligenten Liebe — oder vielmehr jedes Weibes, das intelligent genug ist, sich in Hinsicht auf das

Wagners Ver-
führerin zum
Parsifal

Persönlichste des Künstlers intelligent zu geben, ihn als leidend zu 'verstehen', d. h. zu 'lieben'."

Nietzsches
Befangenheit
im Urtheil über
Frau Wagner

In diesen beiden hochwichtigen Dokumenten erhebt sich Nietzsches Kunst der Seelenanalyse zur vollkommenen Meisterschaft eines für alle Zeiten klassischen Psychologen. Es tut dieser Meisterschaft keinen Eintrag, daß er in Hinsicht auf diesen bestimmten und gewiß schwierigsten Gegenstand in hohem Grade befangen war und deshalb mit seinem Urtheile sehr wohl irren konnte. Der Parsifalstoff hat Wagner sehr viel früher beschäftigt, wahrscheinlich schon als Frau Wagner noch nicht einmal Frau von Bülow war; er gab ihn auf, weil er sich vor der ungeheuren Anstrengung fürchtete, die dieser Stoff ihm zumutete. Freilich geschah dann die Wiederaufnahme unter ausgeprägt romantisch-katholischem Gesichtswinkel, — im Banne der Fragestellung, wie Katholizismus und Protestantismus miteinander auszuföhnen seien; noch weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen, warum und wann Wagner auf den Parsifal zurückgegriffen hat. Ferner war der Abfall Wagners vom tragischen Heldenideal Nietzsches gleichgültig, da seine Abrechnung mit Wagner auf einer viel breiteren Grundlage vor sich ging und er übrigens der Gestalt des Siegfried im Ring des Nibelungen auch zur Zeit seiner rückhaltlosen Wagnerbegeisterung keinen Geschmack hatte abgewinnen können. Und nun gar der Ausdruck: „Er verdiente solch ein Weib nicht“ — das klingt ja wie die reine Eifersucht! Späteren Geschlechtern wird es sich deutlicher zeigen als uns, wer die Tochter Eizts war und wer nicht. Was sich aber auch von uns schon erkennen läßt, ist der hinreißende Eindruck, den diese Frau der Phantasie des damals noch rein überschwenglich veranlagten, nicht dreißigjährigen Nietzsches aufgeprägt hat: hier sah er ein Weib mit allen Impulsen der Leidenschaft und des Willens sich an den Heißbegehrten hinwerfen und in der Todesangst, ihr Besitz sei wohl doch noch nicht befestigt genug, vor keinem Mittel zurückschrecken; das ist, mußte er sich sagen, unbedingte Lebensenergie, auf Künstlerboden erwachsen. Er kann sich daher in seiner Beurteilung des wirklichen Verhältnisses zwischen Wagner und dessen Gemahlin von Grund aus getäuscht haben. Der Gewinn seines Tribschenerlebnisses war ja doch das rein subjektive Geschenk seiner Dionysoskonzeption als einer tiefsten, eigensten Erfahrung. Er hat jene magnetische Phantasieablenkung später niemals durch ein kräftigeres Wachstum seiner selbst gut zu machen ver-

standen; niemals hat er sich in Sachen der Liebe und des andern Geschlechtes auf eigene Füße gestellt. Er wollte auch später immer gern der dritte im Bunde sein: Overbeck und Frau, Fou und Rée. Sein Instinkt ließ ihn das platonische Dreieck wählen, um sich jederzeit auf gute Art wieder retten zu können. An dieser scheinbar unmännlichen Vorsicht überrascht aber, daß die Physiognomie dieses Dreierverhältnisses niemals durch die betreffende Frau bestimmt wurde, sondern durch den andern Mann. So wahrte er sich als Freund seinen Ausweg und als Mann seine Rehabilitation. Er hat auch das gut gemacht!

Unter den historischen Wirkungen Nietzsches wird nicht zu übersehen sein, daß eigentlich niemand anders als er einen sozunennenden Kosmakultus ins Leben gerufen hat, wie er noch heute unter den Anhängern von Bayreuth besteht. Er ist der Herold Wagners, aber noch mehr seiner Gattin gewesen. Diese Huldigung wird auch sicher mit der Zeit alle später erfolgte Unbill überwachsen. Man denke an den wunderlichen Sittenspruch Houston Stewart Chamberlains (Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 1903, XXV), Nietzsche sei in dem Moment wahnsinnig geworden, als er von Wagner abfiel: Wahn bricht Treue! Die Voraussetzung zu einem sachlichen Treubruch zwischen Männern lag ja nicht reinlich vor. Nietzsche und Wagner haben sich gar nicht unter vier Augen erlebt; von allem Anfang an stand eine Frau dazwischen, diese Frau! Und nicht zum wenigsten bei dieser Begegnung hatte sich erwiesen, daß Nietzsche im letzten Grunde nicht Künstler, sondern Denker war. Er hat diese Frau zu ergründen gesucht. Die Summe aller empfangenen Reize verdichtet sich ihm zum moralistischen Problem. Die klaräugige Erkenntnis, mit der hier eine nicht nur fluge, sondern bedeutende, geistesmächtige Frau zugleich verstanden und gewürdigt und zugleich verurteilt und überführt wird, entspricht auf dem theoretischen Gebiete der Kritik der Fähigkeit einer dichterischen Gestaltungskraft, aus der die großen Frauengestalten der Weltliteratur hervorgegangen sind: so von vorn nach hinten mit eben soviel Mißtrauen als Liebe durch und durch gesehen muß eine Sache sein, damit der betreffende „Seher“ daran denken kann, sie zu verewigen. Nun ist Nietzsche zwar kein Darsteller, also auch kein Frauendarsteller gewesen; aber der Ruhm, durch Intuition an einer reich variierten Musterflora zum sicheren Frauenkenner geworden zu sein, darf ihm kaum geschmälert werden. Wohl

Nietzsche nicht
Frauendarsteller
aber Frauenkenner

Die Frau ungeeignet zur Verwirklichung seiner Kulturziele

meint August Horneffer (von der Annahme ausgehend, ein guter Psychologe der erotischen Dinge müsse fein und reich für sie veranlagt sein, wenn auch nicht erforderlich sei, daß er die Anlagen in der Praxis stark verwerte), Nietzsche sei sexuell schwach begabt und also von vornherein zur Frauenpsychologie nicht besonders geeignet gewesen (S. 51 und 52): „Homer hat das Zeug dazu, ein Achill und Odysseus zu sein und ist es doch nicht geworden, sondern hat uns von deren Heldentaten erzählt. Eine reiche, anormal reiche Erfahrungsmöglichkeit, die durch Besonnenheit unterstützt und doch zugleich ihrer natürlichen Verwirklichung beraubt wird, ist Voraussetzung des Psychologen. Diese hatte Nietzsche in der Erotik, wie mir scheint, nicht. Er sprach zwar in einem beinahe erotischen Tone von diesen Dingen; in den Äußerungen selber liegt ein erotisches Moment. Er hat — nicht immer und nicht bewußt — die Absicht, das andere Geschlecht zu reizen, es in Harnisch zu bringen, ihm zu gefallen und zugleich zu mißfallen, was bekanntlich gut miteinander vereinbar ist.“ Der Mangel an Unbefangenheit, der nicht mit Unrecht Nietzsches Urteil über die Frauen nachgesagt wird, entspringt sicher nur zu einem Teile bösen Erfahrungen oder dem Umstande, daß sich Nietzsche nie ganz von den Gefühlen des zwanzigjährigen Jünglings freigemacht hat; seine Befangenheit hängt in diesem wie in jedem andern Punkte mit der von uns nun schon zur Genüge hervorgehobenen Gewalttätigkeit in seinem Vorgehen als Denker zusammen. Einmal von der durchgreifenden Inferiorität der Frau besonders in intellektueller, aber vielleicht auch in moralischer Hinsicht überzeugt, trat ganz von selbst seine Gepslogeneheit in Funktion, die unterschiedlichen, konträren Eigenschaften dadurch zu kennzeichnen, daß er sie stark übertrieb. Da es ihm nicht um Sittenschilderung zu tun war, sondern ihm, dem Moralisten, um die Tüchtigkeitswertung des Weibes für die Verwirklichung seiner Kulturpostulate, so war um ein summarisches Verfahren nicht herumzukommen, und ob mit jenen vermischten differenzierteren Kenntnissen für einen Entwerfer, wie Nietzsche es ja überhaupt erst ist, viel geholfen gewesen wäre, darf man billig in Frage stellen. Nur darauf kommt es an, wo er hinaus wollte und ob er sich in seiner Eigenschaft als Formelnprägler mit seiner Beurteilung des Weibes so sehr auf dem Holzwege befunden hat. Das Gegenteil ist wohl der Fall. „Dumm wie ein Mann“ sagen die Frauen; „feige wie ein Weib“ sagen die Männer. Die Dumm-

heit ist am Weibe das Unweibliche.“ (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 273.) — Das ist doch zum Beispiel ein sehr wenig konventionelles Urteil, dem eine gründliche Erfahrung zugrunde liegen wird. Das „Ich will“ und „Er will“ im ersten Zarathustra des weiteren ist ein Fund, der nur einem fleißigen und sicheren Sucher gelingen konnte; so verblüffend den Nagel auf den Kopf trifft keiner, der nicht vom Handwerk und einer seiner Meister ist. Solche Sprüche, die eine bis dahin mehr nur undeutlich empfundene Wahrheit mit einemmal bis nahe an die Trivialität einfach und plausibel zutage fördern, finden sich gerade über die Frauen bei Nietzsche manche. Da er nicht Dichter war und Einzelfälle vorführte, mußte er sich schon gestatten, „über das ‚Weib an sich‘ einige Wahrheiten herauszusagen: gesetzt, daß man es von vornherein nunmehr weiß, wie sehr es eben nur — meine Wahrheiten sind. — Bei jedem kardinalen Problem redet ein unwandelbares ‚das bin ich‘; über Mann und Weib zum Beispiel kann ein Denker nicht umlernen, sondern nur auslernen, — nur zu Ende entdecken, was darüber bei ihm ‚feststeht.‘“ In „Jenseits von Gut und Böse“, wo er (231) so spricht, ist er zweifellos durch die ihm schnurstracks zuwiderlaufenden Emanzipationsbestrebungen mehr als billig um seine Gemütsruhe gebracht worden. Aber selbst da läßt er sich als Anwalt des Weibes (239 Ende) vernehmen: „Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflößt, ist seine Natur, die ‚natürlicher‘ ist als die des Mannes, seine echte raubtierhafte listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkrallen unter dem Handschuh, seine Naivetät im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit, das Unfaßliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden. . . . Was, bei aller Furcht, für diese gefährliche und schöne Katze ‚Weib‘ Mitleiden macht, ist, daß es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurteilter erscheint als irgend ein Tier. Furcht und Mitleiden: mit diesen Gefühlen stand bisher der Mann vor dem Weibe, immer mit einem Fuße schon in der Tragödie, welche zerreißt, indem sie entzückt.“ So spricht kein Milchbart, und wenn Nietzsche wirklich nur über einseitige Erfahrungen oder gar über verminderte Erfahrungsmöglichkeiten verfügt hätte, so würde die Genialität seiner abstrahierenden Fähigkeiten gerade im Kapitel „Weib“ nur desto glänzender hervortreten. Die Androkratie war nun einmal das vielleicht am tiefsten Wurzelnende unter seinen europäischen Kulturidealen; vor

„Meine Wahrheiten über das Weib an sich“

Das europäische Ideal einer Androkratie

allem andern trieb es ihn, die Führerschaft des Mannes sicherzustellen. Da er nun in seinen letzten Arbeitsjahren überhaupt nach keiner Seite hin mehr Spaß verstand, darf man sich nicht wundern, wenn es den Frauen bei ihm schlecht geht. Er mag dabei weit übers Ziel hinauschießen, in der eingeschlagenen Richtung wird er kaum fehlgegriffen haben, natürlich immer diejenigen Grundanschauungen vorausgesetzt, von denen Nietzsche nun eben einmal ausgeht.

Seine ausgesprochene Vorliebe für den Mann als Schöpfer und Förderer menschlicher Kultur und der ihr entsprechende „Vorhaß“ gegen den in dieser Richtung unter uns sich betätigenden weiblichen Wettbewerb setzt natürlich nicht einen mönchischen oder eunuchischen Typus voraus, sondern rechnet mit dem Manne als vollwertigem Geschlechtswesen. Sein Interesse an der virilen Menschheitshälfte wurzelt gerade darin, daß die männliche Natur im Gegensatz zum femininen Wesen angriffs-lustig und rauschartig beschaffen ist. Weil Aktivität Sache des Mannes ist, gehört auch die Welt dem Manne und nicht der Frau. Die Frau gehört in den Harem — das ist das beste Bild für diejenige Achtung, deren Nietzsche gegen die Frau fähig war; er wünschte ihr damit nicht einen sklavischen Zustand, wohl aber eine geschützte, mit eigenen Zeltplöcken abgepfälzte Welt für sich, ihre Welt, die von der Welt des Mannes womöglich nicht brutalisiert wird, aber auch ihrerseits die Welt des Mannes möglichst wenig verwirrt. Nietzsches Entzücken am Weibe erfüllt sich in der Bildnerfreude, daß bei der unmännlichen Passivität und Schmiegsamkeit des Weibes sich aus einer Frau so leicht „etwas machen“ läßt. Daher die scheinbare Schwäche, in der er auch nach dem schroffsten Bruch wieder dem Einfluß der Schwester verfiel. An ihr, dem ihm von Natur nächsten Menschen, erlebte er den größten Unverstand gegen sein Werk, aber auch die größte Unterwürfigkeit vor seinem Werke. Es ist vorgekommen, und zwar auch noch in der Umwertungszeit, daß er sich in brieflichen Ergüssen kniefällig vor ihr niederwarf, überwältigt von ihrer Hingabe an sein Schaffen, von der sie ihn manches neue Mal zu überzeugen vermochte. Mit diesen überschwenglichen Huldigungen wechselten aber jähe Zornausfälle ab, gewöhnlich hervorgerufen durch die Entdeckung, daß diese dienstfertige Willfährigkeit, durch die er sich immer wieder bezaubern ließ, keinen Bestand hatte, sondern nur einer zufälligen Laune oder Berechnung und wenn

Unverstand und
Unterwürfigkeit

einem echten Gefühle, eben doch einem unbeständigen und ohnmächtigen entsprungen war. Insofern vollendet sich denn auch in den selbstquälerischen Erfahrungen mit der Schwester seine Stellung zum Weibe als Kulturproblem. Was ihm, für sein eigenes Empfinden, mit ihr nicht gelungen ist, hat gleichwohl als die vornehmste Zweckbestimmung der Geschlechter zu gelten. Das Weib ist der bildsamste, ergebenste Stoff für den männlichen Schöpfertrieb, dank seiner angeborenen Weichheit und Empfänglichkeit. Es sei dem Manne untertan, aber freilich nicht um dem gierigen Genuße seiner Selbstsucht zu fröhnen, sondern um aus den Händen des Mannes als sein zarteres und reineres Ebenbild hervorzugehen. Das männliche Geschlechtszeichen, die Zeugungskraft, und das weibliche Geschlechtszeichen, die Fruchtbarkeit — diese beiden vom Animalischen ins Geistige hinübergezüchtet und emporgeläutert: das gilt Nietzsche für die eigentliche Grundlage der neuen europäischen Menschheit. Der Mann hat produktiv zu sein; das Höchste hingegen, wozu ein Weib es bringen kann, ist ein ernstes und dauerhaftes Verständnis für dieses männliche Vorrecht der Produktivität, sei es durch Anempfindung, sei es durch Nachahmung. Nietzsches Stellung zum Sexualproblem ist von der denkbar obersten Sittlichkeit; ich fasse es in den Spruch zusammen, der hoffentlich so richtig ist, daß ihn Zarathustra in den Mund nehmen dürfte: Ihr Männer, werdet nicht müde des Weibes; habt mir Geduld mit dem Weibe; dann wird es euer schönstes Geschöpf. Das Weib soll den Mann lieben, und der Mann soll die Dinge lieben.

Die Liebe zu den Dingen

4. Der „große Einsame“

(Die praktische Lebensbetätigung)



u den Errungenschaften unserer Zeit, auf die sie — und nicht ohne Recht — besonders stolz ist, gehört die fortschreitende Schulung und Ausbildung des Menschen in manueller und technischer Hinsicht. Auch der einzelne soll dadurch in den Stand gesetzt sein, mit den äußeren Schwierigkeiten des Lebens auf eine möglichst handliche Weise fertig zu werden. Die Erhöhung aller der Fertigkeiten, die in der Richtung einer möglichst praktischen Lebensbetätigung lagen, hatte unter allen Äußerungen des